Die Maistube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 6.	Pokrowsk, 12. April 1925.	Erscheint jeden Sonntag

Gleb Uspensky.

(13 X. 1840 – 6. IV. 1902.)

Nicht viele von den Schriftstellern des alten Rußlands haben mehr als einen rein geschichtlichen und dichterischen Wert beibehalten, wenn dieser letzte auch nach so hoch bewertet wird. Unter den wenigen, deren Werke, ihrem Inhalte nach, dem heutigen, neuen, proletarischen Rußland noch einen Born zur Erquickung des Herzens bieten, nimmt Gleb Iwanowitsch Uspensky einen Ehrenplatz ein. Heute an seinem 28. Todestage wollen wir seiner mit Dankbarkeit gedenken.

Gleb Uspensky wurde am 18. Oktober 1840 zu Tula geboren. Sein Vater war Kanzleibeamter. Der Jüngling besuchte die Mittelschule zu Tula und Tschernigow. Nach Erlangung des Reifezeugnisses besuchte er die Universität zuerst zu Petersburg, dann zu Moskau, wurde aber 1863 wegen Beteiligung an revolutionären Zirkeln vor Beendigung des Studiums aus der Universität ausgeschlossen.

Da inzwischen sein Vater gestorben war, geriet Uspenski in eine sehr bedrängte materielle Lage, die seinen längst vorhandenen Hang nach dichterischer Betätigung nichts weniger als begünstigte. Dennoch fand er im schweren Kampf ums Dasein Zeit und Stimmung für Schriftstellerei. Und im Jahre 1866 erblickte sein Erstlingswerk „Die Sitten des Arbeiterviertels“ (Нравы Растеряевой улицы) das Licht der Welt, das ihn mit einem Schlag berühmt machte. Er schildert darin aufs trefflichste das schwere Leben der russischen Fabrikarbeiter und überhaupt der von äußerster Not bedrückten kleinen Leute der Vorstadt im großen Gewerbezentrum.

Sein zweites großes Werk, der Roman „Zerstörung“ (Разорение) erschien 1871.

Infolge der äußerst schweren Lebensverhältnisse, in denen sich Uspensky befand, war seine Gesundheit so sehr erschüttert, daß er 1871 vom „Literaturfonds“ zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ins Ausland geschickt werden mußte.

Ende der 70-er Jahre bekam er endlich, nach langen Bemühungen, einen öffentlichen Dienst an der bäuerlichen Sparkasse in einem entlegenen Winkel unserer unteren Wolgagegend (Gouv. Samara). Diese Betätigung bot ihm Gelegenheit zur unmittelbaren Beobachtung des bäuerlichen Lebens und lieferte ihm den Stoff zu seinen Aufzeichnungen: „Aus dem Tagebuche eines Dorfbewohners“. Im Jahre 1881 siedelte er in die Nähe von Petersburg (Gouv. Nowgorod) über und begann den Stoff zu seinem Hauptwerk: „Die Macht der Erde“ zu sammeln, indem er das Leben des russischen Bauerntums in klassischer Vollendung darstellte.

Darauf wandte er sich wieder der Schilderung anderer Gesellschaftsschichten zu. Das geschah zunächst in den „Reisebriefen“, in denen er vorzüglich gelungene Gestalten des revolutionären Mittelstandes schuf (Michail Iwanowitsch, Nadja, Wanja). In der Skizze „Wider Willen“ veranschaulichte er uns die soziale und psychologische Entwicklungsgeschichte dieser Typen. Der Zwie-

spalt, in dem sich die damalige russische revolutionäre Intelligenz aufrieb, war seiner Meinung nach eine Folge der Umstände, die noch von der Zeit der Leibeigenschaft her nachwirkten. Der geistige Feudale und Sklavenhalter war heute Landhauptmann, Adelsmarschall, Landschaftsvorsitzer und dgl. geworden, hatte wirtschaftlich und rechtlich seine Macht noch vergrößert und übte, in Erinnerung an die bisherige Hörigkeit, einen unerträglichen und unbeschränkten Druck auf seine bisherigen Sklaven, die jetzige „freie", in niederen Aemtern stehende Intelligenz aus. Dieser Druck versetzte die revolutionäre Intelligenz in die schwerste Gewissenspein und verleitete sie zum Verrat an der Sache ihres Volkes. Im Ergebnis dieser ungesunden Verhältnisse bildete sich also ein Geschlecht von Menschen heran, die „alle unglücklich, toll, voll Galle, gemein, abgehetzt, gewissensbelastet, niedergedrückt" waren. Unter dieser Erkenntnis litt Uspensky selbst ungemein. Er war bestrebt, alle eigenen kleinlichen Zwecke zu vergessen und nur an das allgemeine Leid, die politische Recht- und Machtlosigkeit zu denken.

Er suchte Trost in Büchern, die gedankenmäßige Lehrsätze enthielten, und richtete sich an der Hoffnung auf das gedruckte Wort auf. Er glaubte an die Macht des Freiheitsgedankens, liebte sein Volk leidenschaftlich und littt seelisch für dieses, nach dessen wirklicher Befreiung sich sehnend. Aber diese Liebe zum Volk war in ihm nur so lange stark, wie sie ein gedankenmäßig geistiges Gepräge trug. Sobald er aber mit dem Volke auf dem Boden der nackten Wirklichkeit in Fühlung geriet (siehe: „Aus dem Tagebuch eines Dorfbewohners"), empfand er tiefe Enttäuschung. Die kleinlichen Zwecke, denen der Bauer lebte, traten in grellsten Farben vor ihm auf. Alle selbstlosen Bestrebungen Uspensky's erwießen sich in der Wirklichkeit als unausführbar. Nach gründlichen Untersuchungen stellte er fest, daß alle die rosigen Hoffnungen, die der russische revolutionäre Volksfreund auf den „Mir" und die gegenseitige Haftung (круговая порука) setzte, nichts als grundlose Träumereien waren. Eine Reihe von haarsträubenden Beispielen zeigte Uspensky, daß in der gepriesenen Dorfgemeine (Mir) jede Bauernfamilie eine „vereinsamte Insel" darstellte, auf der ein schrecklicher Kampf ums Dasein vor sich ging.

Aber indem Uspensky den „volksfreundlichen" Schwärmern auf den Seiten seines „Tagebuchs eines Dorfbewohners" und in der „Macht der Erde" gehörig die Wahrheit gesagt hatte, war und blieb er doch ein leidenschaftlicher Verteidiger des Bauernlebens und der Bauernarbeit.

Freilich zwinge der Boden dem Bauern allzu schwere Bedingungen auf, machte sein Leben zu einem „tierischen Dasein". Aber dieses Leben stehe dank seiner Ganzheit und Fülle ungleich höher, als das Dasein des Intelligenten, der ein Opfer der städtischen Kultur und der Geldwirtschaft sei (Siehe: „Macht der Erde", „Aus den Freundesgesprächen", „Ihrer Hände Werk").

Nachdem er sich eine solche Weltanschauung errungen hatte, vollzog er eine entschieden ablehnende Zerlegung des Wuchses des damaligen kapitalistischen Rußlands in seinen „Reisebriefen". Er suchte dort zu beweisen, daß, im Vergleich mit der abendländischen Burschuasie alle unser „Burschui" eine Art Mißgeburt in der Geschichte darstelle und daß ihr Auftreten nicht gegliedert aus dem Gang der Geschichte erstehe.

Die Werke Uspensky's sind mithin außerordentlich wertvoll als geschichtlich-gesellschaftskundlicher Stoff für die Bewertung und Beleuchtung des inneren Zwiespalts der revolutionären Intelligenz der 70er—90er Jahre, sowie des Zusammenbruchs der volksre-

volutionären Lehre Rußlands. Diese Lehre erfährt eine eigenartige Begründung und deckt zugleich die Grundlosigkeit der Träumereien über den „Mir“ und die allgemeine Haftung („Einer für alle, alle für einen“) auf. Indem Uspenskij den ganzen Aufbau des bäuerlichen Lebens und der Weltanschauung des Landmanns vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkte beleuchtete und der wirtschaftlichen Seite eine riesige Bedeutung in der Geschichte der Menschheit beimäßt war er gewissermaßen ein Vorläufer und Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung.

Gleb Iwanowitsch war ein dermaßen ehrlicher Mensch und Schriftsteller, daß er seine Weltanschauung sich durch tiefste Seelenqualen errang. Die Leiden der geknechteten, bedrückten, in Finsternis schmachtenden Massen waren auch seine innigsten, persönlichsten Leiden. Daran ging er vorzeitig zugrunde: er verfiel in tiefe geistige Umnachtung, in der er, nach jahrelangem Leiden, am 6. April 1902 erlosch.

Vortrefflich schildert ihn sein Freund, P. Jakubowitsch, in folgenden Versen, von mir leider mangelhaft übertragen:

„Dem Andenken Gleb Iwanowitsch Uspenskys.

Schweres Sinnen im Blick,
Auf der Stirn quälend Leid,
Glitt als Schatten er hin
Durch die Welt, ohne Freud.

Voll von menschlichem Schmerz,
Voll von Kummer und Qual
War sein mitleidend Herz —
Dadurch mahnt's uns zumal.

Wie ein Lächeln voll Gram,
War sein tragisch Geschick,
Und in Dunst löst' es auf
Jeden Traum, alles Glück.

Opfer, Liebe beut er,
Selbst von Liebe durchglüht,
Eine Leuchte für uns,
Die erlosch so verfrüht.

Du, sein freudloses Land,
Nie vergißt du sein Wort:
Wenn die Saite erklingt,
Klagt und klagt sie so fort.

Klagt von endloser Schuld,
Wühlt den Zorn in uns auf,
Und zum Dienste am Volk
Ruft sie alle zuhauf.“ —

Hans Peter.

Die Affen und die Menschen.

Hermynia Zur Mühlen.

Ein vielgereister Affe kehrte nach einem längeren Aufenthalt in der Menschenwelt, wieder in seinen heimatlichen Urwald zurück. Von seiner Reise brachte er mancherlei heim, vor allem aber eine langstielige Peitsche, die er in der Menschenwelt gestohlen hatte.

Vermittelst dieser Peitsche zwang er alle Affen des Waldes, seinen Willen zu erfüllen; sie mußten für ihn Nüsse pflücken, seine Vorratskammern füllen. Streu für sein Lager holen, ihn mit Wasser versorgen, ihn gegen fremde Affen, die aus den Nachbarwäldern eindringen wollten, verteidigen, ihm die Flöhe absuchen, während er träge auf einem Aste saß oder sich mit einer schönen Affin vergnügte. Kamen die Affen seinen Befehlen nicht nach, so schlug er unbarmherzig mit der Peitsche auf sie ein, und dies schmerzte derart, daß sie sich nicht zu widersetzen wagten.

Er wurde immer boshafter und anspruchsvoller, so daß die armen Affen gar nicht mehr Zeit fanden, für sich Nüsse zu pflücken und abends totmüde mit leerem Magen aufs Moos sanken. Großes Leid herrschte im Urwald und viele der jüngeren Affen wanderten aus.

„Wenn er nicht diesen furchtbaren Zauberstab hätte,“ klagte eines Abends ein zu Tode erschöpfter Affe seiner Frau. „Wenn er uns damit berührt, so fühlen

wir einen schrecklichen, brennenden Schmerz und müssen ihm gehorchen."

„Ihn aber schmerzt das Berühren des Zauberstabes nicht im geringsten," meinte die Aeffin, die weit klüger war als ihr Mann.

„Nein, ich habe schon oft nachgedacht, wieso das kommt."

Die Aeffin überlegte eine Weile, dann sprach sie:

„Ob es nicht daher kommt, daß er den Stiel des Zauberstabes in der Hand hält?"

Diese Ansicht der klugen Aeffin verbreitete sich allmählich unter den geplagten Affen, und als sie eines Tages die Not und die Qual nicht länger zu ertragen vermochten, entrissen sie ihrem Herrn die Peitsche, hielten den Stiel fest und ließen die Schnur auf seinem Rücken tanzen.

Da war es mit seiner Herrlichkeit zu Ende. Die Affen konnten wieder für sich sebst Nüsse sammeln und ein angenehmes freies Leben führen; niemand vermochte mehr sie zu etwas zu zwingen.

Den jungen Affen dieses Waldes aber wurde in der Affenschule als erste und höchste Weisheit der Satz gelehrt: „Es kommt vor allem darauf an, daß man die Peitsche beim richtigen Ende hält."

Aus alter Zeit.

IV. Kaspar Scheck. (Herzog)

1829 den 6-ten May erzähle ich die Geschichte meiner Einwanderung mit meinem Vater Peter Scheck und meiner Mutter Susanna aus meinem Vaterlande nach Rußland.

Mein Vater stammte aus Bayern aus der Gegend von Degheim, war 38 Jahre Soldat, nachdem er von seinem Regimente den Abschied genommen und im Deutschen Reiche die Wanderung nach Rußland bekannt war, so entschloß er sich auch in dieser Gegend sein Glück zu suchen, deshalb reisten wir mit mehreren der Reiselustigen nach der Stadt Lübek, wo wir auf einem Schiffe nach Cronstadt ohne besondere Begebenheiten anlangten, von dort aber theils zu Lande und zu Wasser längs dem Flusse Wolga in dem Saratowschen Gouvernement gelangten (anlangten) und die Kolonie Susly uns zum Wohnort angewiesen wurde. Obgleich ich damals noch sehr jung, so erinnere ich mich noch recht gut, daß im Anfange die Beschäftigung des Landbaues uns sehr schwer fiel, indem mein Vater diese Handirung nicht gewohnt und wir uns sehr kümmerlich behelfen mußten. Es waren 8 bis 9 Jahre verflossen, so hatten die Kolonien das Unglück von den Cirgisen räuberischer Weise befallen zu werden; obgleich von mehreren Kolonien, welche zum Abwehren sich einfanden, so wurden sie doch von den Cirgisen ermordet; worunter mein Vater auch das Unglück hatte zu bleiben, so auch ein protestantischen Geistlichen Lundberg: (Wernborner?) wie dessen Schullehrer Erfurt. Das Jahr darauf heirathe ich und zeugte mit meiner Frau zwei Söhne, wovon gegenwärtig noch einer lebet, der auch schon ein Mann von 50 Jahre ist, verheiratet und mehrere Kinder hat. Unser Ackerbau gelangt, so daß wir unser früheres Kreuz vergessen und jetzt in meinem 79 Jahre ruhig das Ende meiner Tage entgegen sehe. Kasper Scheck, Susly.

Volksglaube in den Wolgakolonien.

Von P. Sinner.

1. Vorbemerkung.

Vor einiger Zeit machte ich in der Saratower deutschen Schule II. Stufe eine volkskundliche Erhebung. Da die befragten fast ausnahmslos Kinder der Wolgarepublik sind und aus den verschiedensten Winkeln dieser stammen, so spiegelt sich in ihren Zeugnissen der Volksglaube der Wolgakolonisten recht mannigfaltig wider. Der Plan nach dem die Erhebung durchgeführt wurde, lautet so:

„Abergläubische Merkmale im Volksleben unserer Kolonien". — Name, Dorf, Klasse, Alter.

1. Witterung: Träume, Tiere, Naturerscheinungen, die Wetterveränderung ankündigen sollen.

2. Unglück: Träume, Begegnungen, andere Merkmale.

3. Krankheiten: Träume, Begegnungen, „böses Auge", anderes.

4. Glück: Träume, Begegnungen, andere Anzeichen.

5. Geld: Träume, Begegnungen, andere Merkmale.

6. Liebe, glückliche (Eheglück) und unglückliche: Träume, Begegnungen, andere Erscheinungen.

7. Gebräuche und Merkmale bei Geburt, Heirat, Tod.

8. Besprechungsformeln (wörtlicher Inhalt und Anwendung).

9. Wunderbriefe (wo gesehen? Wörtlicher Inhalt).

10. Verschiedene andere Merkmale und Anzeichen.

Es liefen rund 220 ausgefüllte Fragebogen ein, die zum Teil recht wertvollen Stoff geliefert haben.

Das Ergebnis dieser Erhebung soll in allgemein-verständlichen Mitteilungen hier dargestellt werden. Ich setzte voraus, daß dieser Stoff einige Bedeutung für die Erforschung unseres Volkslebens haben und daß die beiläufige zeitgemäße Beleuchtung der berührten Fragen zu einer Zerstreuung des aus ferner, dunkler Vorzeit stammenden Aberglaubens in unserem Volke beitragen wird.

Allerdings soll auch der gesunde Kern wirklicher, nützlicher Beobachtung unseres Volkes ins richtige Licht gerückt und nach Gebühr gewürdigt werden. Denn ohne es vielfach zu ahnen, hat das einfache, unaufgeklärte Volk in seinem unmittelbaren Verkehr mit der großen Wundertäterin und Schöpferin, Mutter Natur, manche geniale Entdeckung uud Erfindung gemacht, die die moderne Wissenschaft ausnutzen durfte. Auf der einen Seite bringt dem unwissenden Volke die Kurpfuscherei und Braucherei unberechenbaren Schaden. Auf der andern Seite aber ist aus der Volksheil- und Volks-Kräuterkunde, wie allmänniglich bekannt, die wissenschaftliche Heilkunde hervorgegangen. Und was das einfache Volk zuweilen längst weiß*), findet die Wissenschaft erst nach langem Suchen und Forschen.

Hier ein beachtenswertes Beispiel aus unserem Volksleben. Bis vor kurzem war nicht festgestellt, ob Osterlazey, eine bei uns allgemein bekannte Heilpflanze, sich auch von Samen, oder aber nur durch Wurzeln vermehre. Jahrelang suchte einer unserer Saratower Pflanzenforscher nach einer richtigen Lösung dieser Frage. Da traf er einst auf seinen Streifzügen durch Wald und Feld einige Kräutersammler mit dem gesammelten Osterlazey. Auf sein Befragen sagten sie ihm, daß diese Pflanze sich auch durch Samen fortpflanze, daß aber der Same drei Jahre lang in der

*) Nur macht das Volk aus seinen richtigen Beobachtungen häufig falsche Schlußfolgerungen. Die Schriftleitung.

Erde liege, ehe er aufgehe. Er hielt es für einen Irrtum. Aber sie zeigten ihm seine Stelle, wo er eine Menge gekeimter und aufgehender Samen fand. Er untersuchte die Sache, und siehe da! — es verhielt sich alles genau so wie die Kräutler ihm gesagt hatten. Aehnliche Fälle der unmittelbaren Bereicherung der Wissenschaft durch Volksbeobachtungen gibt es unzählige.

Es dürfte daher einleuchten, daß es auch von diesem Gesichtspunkte aus geboten ist, die Volkskunde bei uns mehr zu pflegen, als dies bisher geschah. Gar nicht davon zu reden, daß die Volkskunde dem Bekämpfer abergläubischer religiöser Vorstellungen, so wie dem Psychologen, unersetzlichen Stoff liefert.

Nehmen wir nur als Beispiel die kirchlichen Jahresfeste, so finden wir sofort heraus, daß ihnen eine Menge uralter, heidnischer Vorstellungen und Gepflogenheiten zu Grunde liegen. Und erst die vom oberflächlich beobachtenden modernen Menschen nur belachten Träume! Sie haben nicht nur eine tiefe, wirkliche Grundlage, sondern sie liefern dem Erforscher des Seelenlebens (und nicht ihm allein!) mit das wertvollste Material zur Klärung wichtiger Erscheinungen des persönlichen und sozialen Lebens. Wovon träumten wir etwa in den Hungerjahren? Allesamt und jede Nacht von Brot und andern herrlichen Sachen, die unserm ausgehungerten Organismus damals so überaus begehrenswert erschienen und doch so rar, ja so unerreichbar waren. Die Wissenschaft hat aus diesen Träumen der Hungerzeit bereits manchen wichtigen Schluß gezogen und wird noch bedeutungsvollere ziehen. Das weiß übrigens auch meine Fünfkläßlerin N. Sie sagt: „Träume sind die täglichen Gedanken und Plagen des Menschen."

Daß unter anderem auch die Wetterkunde (Metereologie) aus den Beobachtungen des einfachen Volkes hervorgegangen ist, sei hier nur so beiläufig erwähnt. Und das Volk ist sich manchmal der Zusammenhänge von Ursache und Wirkung sogar halb bewußt. Wenn der greise Fischer behauptet, es gebe morgen Regen, denn die Krähe krächze so jämmerlich vor Kreuzweh, so wird er wohl das Richtige getroffen haben.

Indem ich auch von dieser Stelle aus meinen jugendlichen Mitarbeitern meinen wärmsten Dank für ihren Forschungseifer und ihre rege Teilnahme an der „Maistube" ausspreche, wende ich mich der Untersuchung der Frage zu: wie und mit welchem Erfolg sucht unser Volk sich mit Vorausbestimmungen des Wetters durch verschiedene Merkmale und Anzeichen zu befassen? —

II. Wetteranzeichen.

1. Der Mensch als Wetterprophet. — Es gibt in unserem Volksleben sehr verschiedene und zahlreiche Wetterpropheten. Abgesehen von den Träumen, die unserem Bauer, wie er glaubt, auch das Wetter im Voraus ankündigen, die aber in anderem Zusammenhang betrachtet werden sollen, ist unserem Wolgabauer, zumal, wenn er einmal älter geworden ist, der nächste und sicherste Wetterprophet er selber, daß heißt: seine eigenen, von des Lebens Last und Arbeit müde gewordenen Knochen. Und Prophetie, Lebensweisheit ist ja überhaupt das Vorrecht des Alters.

Also, wenn es dem Vetter Hannes, oder der Wäs Greth in den Beinen oder Armen nagt, wenn sie also Gliederreißen haben, so wissen sie ganz genau, daß es in der kommenden Nacht oder am nächsten Tage Wind, Sturm, Regen, Schnee, Nebel, Unwetter, mit einem Wort, bestimmte Veränderung gibt (11 Zeugnisse). Aber nicht bloß alte, sondern auch jüngere, z. T. ganz junge Menschenkinder können Wetterwechsel im Voraus ankündigen. Beginnen nämlich bei einem Menschen

verheilte Wunden zu schmerzen, so weiß er untrüglich, daß feuchtes, regnerisches Wetter naht. Wenn ferner die Mädchen recht ausgelassen uud schlimm sind, sagen die Alten, es gebe bald Unwetter (Zeugnis eines Mädchens). Auch wenn kleine Brustkinder unruhig werden, deutet man das auf nahendes feuchtes regnerisches Wetter. Ferner, wenn einem im Sommer bei der Arbeit die Handflächen sehr trocken sind, oder wenn's einen in den Fußsohlen juckt, so werden diese Erscheinungen als Ankündiger von Regen angesehen. Schließlich, wenn beim Essen etwas übrig bleibt, heißt es im Volksmunde: „Morgen gibt's Regen!" Im Gegenteil, wenn alles schön aufgegessen wird, behauptet man, es gebe am nächsten Tag schön, gut Wetter (8 Zeugnisse).

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkung der Schriftl. Der Brauch jemand aufzufordern, um des schönen Wetters willen, das Gericht aufzuessen, besteht überall auf unseren Kolonien; doch geschieht die Aufforderung nicht ohne Scherz, und niemand glaubt an dieses Wettermerkmal. Sollte es sich dabei dennoch um mehr als einen bloßen Scherz handeln, so ließe sich die Sache vielleicht dadurch erklären, daß ein herannahendes Unwetter die Stimmung und somit die Eßlust der Menschen herabdrückt. Jener Bauer, dem die Bäuerin hundert Klöße gekocht hatte, wollte durchaus schönes Wetter haben, brachte aber den letzten Klöß nicht mehr weg. Als nun die Bäuerin fragte, wieviel Stück sie ihm am nächsten Tag kochen soll, meinte er in der Hoffnung auf gut Wetter: „Koch 99 Stick un mach se bißche strämmer".

Auf dem Dorfe.

Von E—a R.

Das gab ein Aufsehen im Dorfe, als eines schöner Tages die Familie aus der Großstadt dort anlangte. Und die Mehlings waren nicht wenig stolz, daß sie so vornehme Verwandtschaft aufnehmen durften. Die waren nicht aus Saratow, die waren aus der Großstadt! 'S Fritzchens ihre Liese war auch in der Großstadt verdingt, und wie die mal nach Haus' kam, trug sie Handschuhe, weiße Schuhe und Strümpfe und konnte ohne Schirm gar nicht mehr ausgehen: die Sonne tät ihr das Gesicht verbrennen! Wie sollten sich dann erst die Stadtleute tragen?

Aber groß war am nächsten Tag die Enttäuschung als man die Kinder erblickte. Sie waren alle barfuß. Und die drei Mädchen hatten sogar Kopftücher umgebunden, zwar etwas anders, als die Bauernmädchen, aber doch ganz gewöhnliche Kopftücher! Das Erstaunen wuchs noch mehr als sich die ganze Schar „in's Mehling's ihren Garten" begab und den dort mit Hacken beschäftigten tüchtig mithalf.

Wie wohl fühlten sich dagegen die Neuangekommenen. Sie waren alle etwa 12—15 Jahre alt und das erste mal im Dorfe. Das war etwas ganz anders als auf einem Landhaus bei der Stadt. Mit hellem Jubel war der Vorschlag des Vaters, dieses Jahr auf's Dorf zu fahren, begrüßt worden. Die Freude steigerte sich noch mehr, als es ihnen erlaubt wurde, eine Freundin und einen Kameraden mitzunehmen.

Und nun waren sie da! Es war doch eine Wonne, daß man sich der lästigen Schuhe entledigen und nach Herzenslust baden u. umherlaufen konnte.

Eines schönen Tages wollte die kleine Gesellschaft eine Spazierfahrt im Boot unternehmen, doch im letzten Augenblick beschlossen die Jungen, sie wollten lieber fischen. Die Mädchen waren

entrüstet. Alles war fertig, sogar das Frühstück in einen Korb eingepackt. Doch die Vorbereitungen sollten nicht umsonst gewesen sein, sie wollten allein fahren!

Gesagt—getan. Schon eine gute Zeitlang waren sie gefahren, das Frühstück war bereits verzehrt und vorn im Boote lag ein mächtiger Blumenstrauß. Man dachte bereits an's Rückkehren, als plötzlich eines der Mädchen einen großen grauen Vogel am Waldesrande bemerkte. Sie machte die anderen darauf aufmerksam. Als sie näher kamen, sahen sie, daß der Vogel, 7 Junge in der größe eines Huhnes bei sich hatte.

Die kleine Gesellschaft hielt still. Was ist das nur für ein Vogel? Ein Adler? Nein, ein Adler sieht anders aus. Dieser hat einen fast ganz kahlen Hals, einen kleinen Kopf mit einem etwas gebogenen Schnabel versehen, dunkles Gefieder und ein paar kräftige Füße. „Wißt ihr was?" rief plötzlich eins der Mädchen. „Das ist gewiß ein Kondor"! „Ja, ja!" stimmten die anderen bei, „wir haben ein Bild gesehen, da war der Kondor gerade abgebildet". „Schade, daß die Jungen nicht da sind, die würden ihn auch gern sehen." „Ich hab es ausgedacht, jubelte die Kleinste, wir fangen einen Vogel, und bringen ihn nach Hause und zähmen ihn uns." Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung angenommen. Aber wie sollte man das fertig bringen? Der alte Vogel war gewiß recht böse? Die tapferste unter ihnen wappnete sich mit einem der Kopftücher und schlich ganz leise auf die Vögel zu. Plötzlich stieß der alte Vogel einen grellen Schrei aus, und floh von den Jungen gefolgt, dem Walde zu. Aber das Mädchen hatte noch rechtzeitig eins der Jungen mit dem Tuche bedeckt. Der Gefangene schrie, da kam die Mutter, schlug mit den Flügeln u. guckte unbarmherzig nach den bloßen Händen des Mädchens. Diese floh in's Boot, wo der gefangene Vogel in dem Korbe untergebracht wurde.

Ganz atemlos langten sie zu Hause an. Sofort wurden die Jungen aufgesucht und mit Triumpf zu dem Korbe geführt. Der Jubel hatte kein Ende. „Na, was hätt' ehr dann do vor'a Jagd?" tönte plötzlich eine phlegmatische Stimme über ihnen. Es ist der 13-jährige Fritz Mehling. „Ja", erhält er zur Antwort „wir haben einen Kondor gefangen, das ist ein schrecklicher Vogel". Fritz wollte ihn sehen. denn von einem „Kondor" hat er noch nichts gehört. Doch als er in den Korb hineinblickt, bricht er in ein unbändiges Gelächter aus. Verdutzt sehen ihn die Kinder an. „Ihr seid mer mol närr'sche Stadlait!, wisse noch net a mol, wie eine Welsch aussieht. Stecke eine Welsch in'n Korb un meine sie hätte 'n Konner!"

Ganz vernichtet standen die Kinder da. Truthüner hatten sie schon gegessen, aber sie hatten noch nie welche zu sehen bekommen.. Man gab ihnen nur die Federn.

Später stellte es sich heraus, daß das Truthuhn aus dem Dorfe sich in dem Walde verirrt hatte und schon seit einigen Tagen gesucht wurde. Tief beschämt mußten die Kinder das junge Truthuhn noch am selben Tage seinem Besitzer zurückgeben.

Fritz aber hatte ein für alle Mal den Glauben an „die Gelerntheit der Stadtleute" verloren.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer der Maistube sind eine ganze Reihe recht ärgerlicher Druckfehler stehen geblieben, vor allem hat sich in dem Gedichte „Frühling" ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen: das letzte Wort des Gedichts muß nicht Totenluft, sondern „Tatenluft" heißen.